

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

2. (1. ordentliche und Haupt-) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Ebenso sahen wir sinnreiche Einrichtungen, wonach Gemüse, Kohl, Salat u. s. w. maschinenmässig gereinigt werden. Durch eine drehbank-ähnliche, durch Elektrizität getriebene Vorrichtung werden Kartoffeln mechanisch geschält. Nur die sogenannten Augen werden mit der Hand einzeln herausgenommen. Gespült werden die von der Schale befreiten Erdfrüchte in einem gewaltigen Kessel, dessen Wasser wieder durch Maschinenkraft bewegt wird.

Alle diese Einrichtungen nahmen das Interesse der Besucher auf das lebhafteste in Anspruch. Es wurden dann noch die Vorratsräume besichtigt, die Räume, in denen Konserven, Delikatessen u. s. w. verwahrt werden. Auch die natürlich überwiegend maschinenmässig betriebene Wäscherei, die Wohnräume der Angestellten, der Pferdestall wurden in Augenschein genommen. Zuletzt fesselte die Aufmerksamkeit ein elektrisch betriebener Messerputzer, der einem Arbeiter oder zweien gestattet, jene oben erwähnte gewaltige Zahl in einem Tage zu reinigen. Nach der Besichtigung besuchten die Mitglieder das grosse Aschingersche Restaurant in der Alexander-Strasse No. 2 im Hause des ehemaligen Königstädtischen Theaters und blieben bis zum späten Abend zwanglos vereint.

2. (1. ordentliche und Haupt-) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. April 1900, abends 7^{1/2} Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

A. Der Vorsitzende Geheimrat E. Friedel macht folgende Mitteilungen.

1. Seitens der neu ernannten Ehrenmitglieder Oberbürgermeister a. D. Zelle und Oberpräsident von Bethmann-Hollweg sind Dankschreiben eingegangen. Das Dankschreiben des letztgenannten Herrn lautet:

Potsdam, den 9. April 1900.

Für die erfolgte Wahl zum Ehrenmitgliede der Brandenburgia spreche ich dem Vorstande meinen verbindlichsten Dank aus. Es ist mir eine besondere Ehre und Freude einer Gesellschaft anzugehören, welche sich um die Erforschung der Verhältnisse meiner Heimatsprovinz so hervorragende Verdienste erworben hat.

Der Ober-Präsident
v. Bethmann-Hollweg.

2. 30 Photographien in Ansichtskartenform von Spandau, gesammelt von unserm Mitglied daselbst, Herrn Stadtverordneten

Neupert, einem sehr eifrigen Förderer des Märkischen Museums, Geschenke für dasselbe, lege ich mit dem Hinzufügen vor, dass diese Aufnahmen deshalb besondere Beachtung verdienen, weil demnächst die alte innere Befestigung Spandaus fallen und das eingeebnete Gelände zum grossen Teil an die Stadtgemeinde aufgelassen werden wird.

3. Wegen der Schriften des Geheimen Regierungsrates Professor Dr. Wilhelm Schwartz, unsers unvergesslichen Ehrenmitgliedes, sind öfters Anfragen an die Brandenburgia und an mich gelangt. Ein vollständiges Verzeichnis der zahlreichen Schriften des Verewigten ist zur Zeit noch nicht vorhanden; dem Vernehmen nach ist ein Sohn desselben Herr Dr. Franz Schwartz, Provinzial-Konservator und Museumsdirektor in Posen, mit der Aufstellung eines möglichst vollständigen Nachweises beschäftigt. Immerhin teile ich zur Information über die hauptsächlich grösseren buchartigen Schriften folgendes aus dem jetzigen Oster-Programm des K. Luisen-Gymnasiums hierselbst, S. 30 mit:

„Einen ganz besonderen wertvollen Zuwachs erhielt die Bibliothek durch die letztwillige Bestimmung des verstorbenen Herrn Geheimrats Schwartz, dass die namentlich bezeichneten Handexemplare seiner Schriften der Lehrerbibliothek des Kgl. Luisen-Gymnasiums überwiesen werden sollen, wo sie, nach den Jahren des Erscheinens aufgestellt, ein Bild von dem Entwicklungs- und Studiengang des Verewigten geben. 1. De antiquissima Apollinis natura. Dissertatio inaug. Berlin 1843. — 2. A. Kuhn (und Schwartz), Märkische Sagen und Gebräuche, Berlin 1843. — 3. A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, Leipzig 1848. — 4. Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum (Programm des Friedrich-Werderschen Gymnasiums zu Berlin 1850). — 5. Die altgriechischen Schlangengöttheiten (Programm derselben Anstalt 1858). — 6. Der Ursprung der Mythologie, Berlin 1860, mit einem kleinen Aufsatz: Zur Herodias-Sage. — 7. Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum; eine Skizze. 2. Aufl. Berlin 1862. — 8. Sonne, Mond und Sterne. Berlin 1864. — 9. Annalen des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Neu-Ruppin. Neu-Ruppin 1865. — 10. Gedenkblätter an das 500jährige Jubiläum des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Neu-Ruppin. Ebendasselbst 1865. 11. Hülfsbuch für den Unterricht in der brandenburgisch-preussischen Geschichte. Berlin 1867. — 12. Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. Berlin 1867. 13. Bilder aus der brandenburgisch-preussischen Geschichte. Berlin 1875. — 14. Der Organismus der Gymnasien in seiner praktischen Gestaltung. 1. Aufl. Berlin 1876. — 15. Der Ursprung der Stamm- und Gründungssage Roms. Jena 1878. — 16. Wolken und Wind, Blitz und Donner. Berlin 1879. — 17. Leitfaden f. d. deutschen Unterricht; 7. Aufl. Berlin 1880. — 18. L'arbre de Noël (in der Revue Internationale, par Angelo de Gubernatis, première année 1889) — 19. Prähistorisch-anthropologische Studien. Berlin 1884. — 20. Indogermanischer Volksglaube. Berlin 1885. — 21. Sagen und alte Ge-

schichten der Mark Brandenburg. Berlin 1886. — 22. u. 23. Der Blitz als geometrisches Gebilde. (In der Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Naturwissenschaftlichen Vereins der Provinz Posen 1887). — 24. u. 25. Nachklänge prähistorischen Volksglaubens im Homer. Berlin 1894. — 26. Grundriss der brandenburgisch-preussischen Geschichte. 4. Aufl. Berlin 1894. — 27. Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg 3. Aufl. Ohne Jahr. — 28. Leitfaden f. d. deutschen Unterricht. 19. Aufl. Berlin 1898^a.

4. Auf die Freiherrlich Lipperheidesche Bibliothek sehe ich mich, obwohl sie bereits wiederholt meinerseits (z. B. Bd. VIII, S. 376) erwähnt worden ist, durch eine Mitteilung und Aufforderung nochmals hinzuweisen veranlasst, welche seitens der Bibliotheks-Direktion des Kgl. Kunstgewerbemuseums am 7. d. M. an das Märkische Museum und an weitere Kreise erlassen worden ist. Es ist darin u. A. folgendes gesagt.

Als Schenkung unseres Mitbürgers, des Herrn Franz Freiherrn von Lipperheide, ist die von ihm im Jahre 1870 begründete und seitdem planmässig ausgebaute und erweiterte Kostümwissenschaftliche Bibliothek in den Besitz des preussischen Staates übergegangen, der Verwaltung der Bibliothek des Kgl. Kunstgewerbe-Museums unterstellt und am 1. Oktober v. J. der öffentlichen Benutzung übergeben worden.

Keine öffentliche oder Privat-Bibliothek, weder in Deutschland noch im Ausland, enthält für das Gebiet der Trachtenkunde ein so reiches Material und vereinigt so viele schriftliche und bildliche Quellenwerke wie die Freiherrlich von Lipperheide'sche Fach-Bibliothek. Sie umfasst in Büchern und Einzelblättern die Kunde der Trachten aller Völker vom Altertum bis auf die heutige Zeit, die bürgerlichen und die Volkstrachten, die Herrscher-Ornate, Hof- und Amtstrachten, geistliche und Ordenstrachten, die Kleidungen der verschiedenen bürgerlichen Stände, Militärkostüme und Waffen. Sie berücksichtigt die Trachten bei Festlichkeiten und Staats-Ceremonien, bei Leibesübungen und Spielen aller Art, die Theater-, Phantasie- und Maskenkostüme. Die der Kleidung nahestehenden Gebiete, wie die textilen Künste und weiblichen Handarbeiten, der Schmuck, auch der Hausrat, die Möbel und die Wohnungsausstattung sind, — dem heutigen Stande dieser Spezial-Wissenschaft entsprechend, — mit in das Gebiet der Sammlung gezogen. Aus einer ausserordentlich grossen Zahl von Moden-Zeitschriften und Almanachen mit Modenkupfern lässt sich die Entwicklung der internationalen Kleidermode bis auf unsere Tage studieren. Kleiderordnungen, Streitschriften, Satiren und Spottbilder auf die Moden vervollständigen das kulturgeschichtliche Bild der Zeiten.

Das Material, das hier nahezu vollständig zusammengetragen ist, wird in erster Linie für kostüm- und kulturgeschichtliche Forderungen verwertet werden, es wird aber auch für Maler und Bildhauer, Kostümzeichner und Schneider, Inhaber und Angestellte von Konfektionsgeschäften, Theater-Regisseure und -Garderobiers, Veranstalter von Festlichkeiten und Aufzügen u. a. m. vielfach Anregung und Belehrung bieten.

Die Verwaltung der Lipperheide'schen Sammlung für Kostümwissenschaft hat den Wunsch, nach der Absicht ihres Begründers und Stifters vor allem die zunächst interessierten Kreise mit dem Inhalt der Sammlung bekannt zu machen, und hofft, dass ihre Schätze zahlreichen Besuchern zur Belehrung über die Kostümkunde und zur Förderung des Geschmacks in Mode und Handarbeit dienen werden.

Die Freiherrlich von Lipperheide'sche Kostümbibliothek hat mangels geeigneter Räume im Museumsgebäude selbst zunächst getrennt in dem Hause Flottwell-Strasse 4, 3 Treppen, aufgestellt werden müssen und ist dort wochentäglich von 10 bis 1 Uhr vormittags, sowie Dienstag und Freitag abends von 6 bis 8 Uhr zugänglich. Von dem eingehenden, reich illustrierten Kataloge, der von dem Begründer der Sammlung herausgegeben worden ist und in der Ausstellung aufliegt, ist der erste Band nahezu vollendet und die weitere Fortsetzung zu erwarten.

Das Erschienene habe ich Ihnen in der Sitzung vom 21. März 1900 vorgelegt. Der Direktor der Kunstgewerbe-Museumsbücherei, Herr Professor Jessen, ladet zu recht eifrigem Studium dieser kulturhistorischen, vielfach auch unsere Heimatkunde auf das engste berührenden Schätze ein und kann ich dieser Einladung auch meinerseits nur bitten recht oft Folge zu geben.

5. Postalischer Plan von Gross-Berlin. Seit dem 1. April d. J., an welchem zum grossen Bedauern der Berliner die hiesige Packetfahrtsgesellschaft ihre bewährte und billige Briefbestellung in Folge der neuen Reichpostordnung vom 20. März 1900 hat einstellen müssen, ist bekanntlich das Briefporto für Berlin und die nächsten Vororte herabgesetzt worden. Das sehr rührige hiesige Geographische Institut und Landkarten-Verlag von Julius Straube, Berlin SW., Gitschiner Strasse 109 hat nun die Ihnen hiermit von mir vorgelegte handliche „Karte der Nachbarpostorte von Berlin, auf die der Geltungsbereich der Ortsbrieftaxe ausgedehnt ist“ herausgegeben. Die Ortschaften bilden mit Berlin zusammen einen am Rande vielfach ausgezackten, dennoch aber wohl erkennbaren ungefähren Kreis. Das billige Kartenblatt kann zur Anschaffung in den weitesten Kreisen umsomehr empfohlen werden, als es am obern Rande auch die neuen Posttaxen anführt.

Die Schuldichtung hat sich übrigens, wie die Nationalzeitung am 10. d. M. mitteilt, bereits dieser Ortschaften bemächtigt und in folgende Gedächtnis-Reimzeilen zusammengeschmiedet:

„Einundzwanzig Orte ziehn
Sich herum um Gross-Berlin,
Bei denen es der Post ist recht
Dass man fünf Pfennig nur blecht
Für einen Brief, Postkarten zwei,
Nun merk sie Dir zur Schreiberei!

Fünf Dörfer hat bestimmt die Post:
 Rix- Schmargen- Wilmers- Reinicken-Ost,
 Reinicken-West dann auch dabei;
 Der Seen und der Berge drei:
 Nach Neu-Weissen- Plötzensee und Halen-
 Brauchst du nicht mehr zu bezahlen,
 Nach Friedrichs- Schöneberg und Lichten-
 Musst nach gleichem Preis Dich richten
 Pankow, Treptow und auf au
 Giebt's nur Stral- und Friedenau;
 Auch so billig kommst Du durch
 Bei Rummels- und Charlottenburg.
 Dann noch zwei merkst Du Dir bald:
 Tempelhof und Grunewald,
 Schliesslich, dass Du kommst zu End
 Nieder-Schönhausen und Westend.“

Jedenfalls mehr praktisch als schön!

6. Alter Plan des Berliner Tiergartens in Seiden-Druck.
 Der Ihnen heut vorgeführte betitelt: „Plan des Thiergartens bey Berlin 1875“ ist besonders wegen seiner Herstellungsart interessant, indem er in weiterem Sinne unter die von mir in der Brandenburgia besprochenen Zeug-Drucke gehört.*) Er ist schwarz auf dauerhaftem, weissem Seidenstoff gedruckt, 68 cm breit und 50 cm hoch. Bezeichnet unten links: „Herausgegeben von dem G. F. R. H.“ unten rechts: „P. Haas sculp. Berolini“. Interessant sind die mit aufgedruckten Vignetten: oben in der Mitte das Brandenburger Thor, oben links: „Renvoi zum Garten von Bellevue“, oben rechts: 2 ländliche Gebäude mit Wasserfall dazwischen; unten links: „Englische Anlagen Ihro Majestät der Königin und darin befindlichen Landhäusern“ (sic!). Unten rechts ein tempelartiges Lusthäuschen, alles aus dem Bellevue-Schlossgarten, der früher vielmehr beachtet und gepflegt wurde, als das zur Zeit der Fall. Hoffentlich geht er von diesem Jahr, wo er dem Kronprinzen nach seiner Grossjährigkeits-erklärung am 6. Mai zum Aufenthalt überwiesen wird, einem neuen Aufschwung entgegen. (Neuste Erwerbung des Märk. Museums.)

7. Führer durch Guben und Umgegend von Karl Gander.
 Herausgegeben vom Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs zu Guben. Guben 1900, 92 S. 12°, mit Bildern und Karten. Herr Gander, einer unserer freundlichen Führer bei dem Ausflug nach Guben am 11. Juni 1899, hat als einer der besten Kenner von Guben und Umgegend diesen Führer nach Bädiker-Art — womit ich stets eine lobende Anerkennung verbinde — mit Umsicht und Geschmack zusammengestellt: Stadtgeschichte, Stadtwanderung, Gang durch die Gubener Berge und

*) Zu vergleichen Brandenburgia III S. 305, IV S. 11; 257; 332, V S. 1 u. S. 445.

Ausflüge in die näheren und weiteren Umgebungen. — Überall ist das Geschichtliche und Vorgeschichtliche berührt, auch Sitten, Sagen und Gebräuche, in deren Darstellung Herr Gander eines wohlverdienten Ruhmes genießt. Das handliche, hübsch ausgestattete Büchlein sei den weitesten Touristen- und Forscher-Kreisen bestens empfohlen.

8. Buderose. Im Anschluss an unsere Wanderfahrt nach Guben am 11. Juni 1899 (siehe No. 7) folgten wir der freundlichen Einladung nach Schloss Buderose, woselbst wir nach einer romantischen Neisse-Fahrt (vgl. S. 153 folg. Jahrg. VIII) von unserm Mitgliede Dr. Kreisel und Frau Gemahlin, als von der Buderoser Schlossherrschaft, gastlich empfangen wurden. Zwei Inschriften, welche dem Berichte fehlen, werden hier auf mehrfachen Wunsch nachgetragen.

A. Inschrift an der Rieseneiche. (S. 156.)

Achtet und ehret das Alter!

Ich steh' nun hier an tausend Jahr,
Sah manches Geschlecht erstehen,
Sah manchen Greis im Silberhaar,
Den ich als Kind gesehen.
Den Rittersmann im Eisenkleid
Mein Schatten schon erquickte,
Sah Kriegesleid, sah Siegesfreud'
Und was der Herr sonst schickte.
Doch mich die Zeit jetzt auch zernagt,
Die, die mich hat erzogen,
Der stets zu trotzen ich gewagt,
Hat's Mark mir ausgesogen.
Bald ist's nun auch um mich geschehen:
Gewährt, drum was ich flehe:
Lasst eins von meinen Kindern stehen,
Wo ich Jahrhundert stehe.

B. Inschrift am Aussichtspunkte im Schlossgarten. (S. 157.)

Für jeden Fuss ist jeder Gang,
Für jeden Müden jede Bank,
Für jedes Auge jede Blume
Zum allgemeinen Eigentume
Für Herz und Sinn sei alles Dir,
Doch nichts ist für die Finger hier.

(Diese Verse sind an ähnlichen Stellen an anderen Orten ebenfalls zu lesen.)

9. Richard Wagner und Frau Mathilde Wesendonck. Unter Bezugnahme auf die Besichtigung des Wesendonckschen Hauses In den Zelten 21 am 3. Mai 1899 (Brandenburgia VIII S. 119) und das auf der eben angeführten Seite Angegebene sei auf Gustav Lange: Musikgeschichtliches (Wiss.-Beil. zum XXV. Jahresber. des Humboldt Gymn. zu Berlin, Berlin 1900, Programm No. 50) aufmerksam gemacht, woselbst es in dem Artikel „Richard Wagner als Klavier- und Lieder-Komponist“ S. 17 unter A. Klavierstücke heisst: „Ganz anders ist die tiefe und gedankenreiche Sonate für Mathilde Wesendonck, As dur im Sommer 1853 in Zürich komponiert, aber erst viel später bei B. Schott & Söhnen in Mainz erschienen mit dem Titel „Eine Sonate für das Album von Frau M. W.“ und daher oft „Album-Sonate“ genannt; Wagner hat ihr das bezeichnende Motto gegeben: „Wisset Ihr, wie das wird?“

10. Als Nachtrag zu den Verwünschungsversen gegen Bücherdiebstahl, welche in der Brandenburgia I 105 sowie II 139 und 197 abgedruckt sind, teilt unser Mitglied Herr Rektor O. Monke aus seiner Praxis in der 225. Gemeindeschule, Pankstr. 3c, Berlin N., folgendes mit:

- 1) Liebes Büchlein, lass dir sagen,
Wenn dich jemand fort will tragen,
Sag' ihm; „Lass mich hübsch in Ruh!
Ich gehör dem Rudolf zu“.
- 2) Stein ist mein Vater geheissen;
Viktoria bin ich getauft.
Dies Buch darf mir keiner zerreißen;
Es ist für 3 Groschen gekauft.
- 3) Dieses Buch hab ich lieb
Wer's stiehlt, ist ein Dieb,
Sei es Magd oder Knecht;
Das Stehlen ist schlecht!
- 4) Ihr Jungen und Alten
Lasst das Buch mich behalten!

Das „Bücherzeichnen“ geschieht, wie bei dieser Gelegenheit zusätzlich bemerkt werden möge, ziemlich allgemein in der Weise, dass auf dem Titelblatt diejenigen Buchstaben, welche im Namen des Besitzers des Buches vorkommen, der Reihe nach fein durchstrichen werden.

In Josef Victor von Scheffels „Ekkehard, eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert“ las ich neulich folgendes (3. Aufl. S. 67): „Vergesst auch nicht, aus dem Virgilius das Titelblatt wegzuschneiden mit der Verwünschung gegen den, der das Buch dem Kloster verschleppt“.

Und hierzu Anm. 86: „Einträge dieser Art auf dem Titelblatt, wie sie jetzt noch die Kinder herkömmlicherweise in ihre Schulbücher zu machen pflegen, kommen in damaligen Handschriften häufig vor“. Bereits allegirt von mir Brandenburgia II S. 197.

11. „Zur Erinnerung an Gottfried Schadow.“ Unter dieser Überschrift hat unser Mitglied Herr Professor Dr. Galland, dem wir den vorzüglichen Vortrag über die künstlerische Bedeutung des Berliner Meisters in unserer letzten Sitzung verdankten, in der von ihm (Galland) herausgegebenen Zeitschrift für Kunst und Kunstgewerbe „Die Kunsthalle“ in den Nrn. 14 und 15 dieses Jahres eine längere Abhandlung veröffentlicht, welche den Werdegang des am 28. Januar 1850 verstorbenen Künstlers in formvollendeter Weise darstellt. Ich erlaube mir diesen Aufsatz hiermit vorzulegen, indem ich gleichzeitig auf den reichen Inhalt der Zeitschrift aufmerksam mache.

12. Die wissenschaftlichen Beilagen der Schul-Programme (Jahresberichte) unserer höheren Lehranstalten, auf welche litterarischen Arbeiten ich alljährlich aufmerksam zu machen pflege, enthalten diesmal für unsere Heimatkunde keine sonderliche Ausbeute. Ich vermag nur vier zu erwähnen:

- a) Prof. Dr. Emil Fieberg: Die Wasserzufuhr und die Entwässerung der Stadt Berlin in ihrer Entwicklung und ihren Einrichtungen. (Friedrichswerdersche Oberrealschule, 1900, Programm No. 115.) Gute Zusammenstellung aus der überaus reichen einschläglichen kommunalen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der Zwecke des chemischen Unterrichtes.
- b) Prof. Dr. Paul Goldschmidt: Zur Geschichte des Friedrichs-Gymnasiums 1850—1900. (1900. Programm No. 53.) Besonders dankenswert ist das Verzeichnis der bisherigen Lehrer und Abiturienten. 83 S., 4^o.
- c) Carl Gerstenberg: Zur Geschichte des Friedrichs-Realgymnasiums zu Berlin, Ostern 1850 bis Ostern 1900. (1900. Programm No. 100). Ähnlich bearbeitet, nur erheblich kürzergefasst. 42 S., 4^o.
- d) Ernst Gudopp: Dramatische Aufführungen auf Berliner Gymnasien im 17. Jahrhundert. (Leibniz-Gymnasium. 1900 Programm No. 60.)

Sehr dankenswerte Zusammenstellung des zerstreuten Stoffes, der in 2 Abteilungen (I. Das Geschichtliche; II. Die Art der Aufführungen) behandelt wird, wozu sich am Schluss der Verfasser eine nähere Besprechung einzelner Dramen, die von grösserem Interesse sind, für das nächstjährige Programm noch vorbehält.

Die Legende, als wenn schon im 14. Jahrhundert die Mönche des Grauen Klosters durch ihre Schüler vom Pater Ambrosius Hellmich verfasste, geistliche Komödie aufgeführt hätten, verwirft Gudopp. Die

erste dramatische Schulaufführung, von der wir ganz bestimmte Nachrichten haben, veranstaltete i. J. 1541 der damalige Rektor der Kölnischen Schule Heinrich Chnustin (Knaust) aus Hamburg, der als Dramendichter ziemlich bekannt geworden ist.

Im 17. Jahrhundert blühten die dramatischen Schulübungen auf, und rühren die ersten hierüber sprechenden Programme aus dem Berlinischen Gymnasium und aus der Zeit des Rektors Gutke (1618—1634 Rektor) her. Auch der währende dreissigjährige Krieg brachte keinen Stillstand, obwohl der Kurfürst sich gegen die Schuldramen aussprach und meinte, gegen die „Affereyen, so bey den Comoedien fürlaufen“, einschreiten zu müssen. Es hatten sich bei dieser Gelegenheit die Schüler mit den goldenen Ketten, die sie beim Spiel trugen, in ihrem Übermut auf den Strassen wichtig gethan; dies schien dem Kurfürsten aber geeignet zu sein, den Soldaten, die damals in der Stadt waren, „einen appetit zu machen, nach denselben einen Hunger zu gewinnen.“ — „Wie leichtlich hätte doch nur dadurch was angerichtet werden können, dass Euch das Comoeden spielen tewer genug gemacht haben würde.“

Nach dem Westfälischen Frieden erhielt das dramatische Schülerspiel einen neuen Aufschwung, namentlich durch die Sorgfalt des Konrektors Michael Schirmer am Berlinischen Gymnasium, woselbst er von 1630 bis 1668 als Lehrer thätig war. Die politischen Erfolge des Grossen Kurfürsten zeitigten patriotische Dramenaufführungen an beiden alten Gymnasien.

Den Abschluss der dramatischen Schulaufführungen dieser Periode bildet ein höchst eigenartiges Schauspiel des damaligen Konrektors am Grauen Kloster, Leonhard Frisch*), vom Jahre 1700: „Von der Unsauberkeit der falschen Dicht- und Reim-Kunst? Mit köstlichem Humor geisselt Frisch in dieser „dramatischen Poetik“ die mannigfachen Schäden der Poesie, indem er an einer Reihe von treffenden Beispielen die geschmacklose Sprachmengerei, die albernen Vers- und Reimspielereien und die damit verbundene Gedankenarmut darthut.

Allmählich schliessen die Schuldramen im 18. Jahrhundert ein, namentlich als sich König Friedrich Wilhelm I. gegen derartige „Alfanzereien“ in seiner bekannten überderben Weise aussprach.

13. Hundertfünfzig Jahre einer Deutschen Drogenhandlung 1750—1900. Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Firma herausgegeben am 7. Februar 1900 von Brückner, Lampe & Co. Leipzig. Berlin. Hamburg.

*) Leonhard Frisch ist den Mitgliedern der Brandenburgia durch den Briefwechsel mit dem Philosophen Leibniz bekannt, der von Herrn Schulinspektor Dr. L. H. Fischer im 2. Bande unsers Archivs herausgegeben ist. Derselbe Herr Fischer hat das genannte satirische Schauspiel des Frisch in den Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft XXVI, 1890, veröffentlicht.

Die Häuser Berlin C. Neue Grünstrasse 10, 11 und 12, an denen die Schilder der zwei Drogenfirmen Brückner, Lampe & Co. [Medizinal-Drogen en gros] und Lampe, Kaufmann & Co. [technische Drogen en gros] angebracht erscheinen, sind den meisten Berlinern wohlbekannt. Es sind Weltgeschäfte und können wir Herrn Albert Dufour Feronce (Enkel von Carl Lampe und, wie der andere Enkel Dr. Otto Lampe, laut testamentarischer Bestimmung vom 22. November 1890 zusammen mit Lampe's langjährigem Freunde und Mitarbeiter Richard Seifert, zur Zeit Inhaber der zwei Geschäfte) nur sehr dankbar sein, dass er die nicht bloss im familiengeschichtlichen, sondern auch im kulturhistorischen Interesse wichtige Gedächtnisschrift verfasst hat, die vornehm ausgestattet, auch mit Familienporträts, Hausansichten und Facsimile-Drucken reichlich geschmückt erscheint.

Das Geschäft selbst ist in Leipzig erblüht, woselbst noch jetzt der Stammsitz sich befindet, die berühmte Berliner Filiale, also speziell die Firma Lampe, Kaufmann & Co., ward zu Berlin am 15. März 1817 eröffnet, sieht also auch schon auf eine längere Vergangenheit zurück.

Die Verbindungen eines grossen Drogengeschäfts umfassen eigentlich die ganze Welt, und alle Naturreiche sind ihm tributpflichtig. Daher das allgemein Anregende und Belehrende, welches ein grosses Drogenlager darbietet, worin beispielsweise unser ganzer Arzneimittelschatz enthalten ist.

Besondere Beachtung vom kulturgeschichtlichen Standpunkt beansprucht insbesondere der Facsimile-Druck eines „Preys-Courant von Drogereyen“ aus dem Jahr 1757.

14. Herr Eduard Krause, Konservator am hiesigen Kgl. Völker-museum, hat dem Märkischen Museum verschiedene Mitteilungen freundlichst gemacht, von denen wir einige, welche für die Brandenburgia besonders interessant sind, hier reproduzieren dürfen.

a) Auffindung von drei Hügel-Gräberfeldern bei Tegel (Kreis Niederbarnim) in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 18. November 1899 S. 656 und 657 mit folgendem Wortlaut mitgeteilt:

„Das eine von diesen liegt nördlich von der Chaussee, die von der Schwarzen Brücke zu den Berliner Wasserwerken führt, und zwar zu beiden Seiten des zum Dorf Tegel führenden Teiles des alten Charlottenburger Weges. Hier liegt im Walde eine grosse Anzahl von Hügeln, einzeln und zu Gruppen vereint, welche bis zu 8 m Basis-Durchmesser und jetzt noch bis etwa $\frac{2}{3}$ und $\frac{3}{4}$ m Höhe haben. Leider scheinen schon alle geöffnet zu sein, denn sie weisen grössere und kleinere muldenförmige Einsenkungen auf. Diese scheinen mir dadurch entstanden zu sein, dass man die Feldsteine, welche die Grab-Umhüllungen (Steinkisten) im Innern des sonst aus Sand bestehenden Hügels bildeten, vermutlich zu Chaussee-Bauten herausgenommen

hat. Es muss das schon vor langer Zeit geschehen sein, denn in einigen dieser Einsenkungen stehen starke Kiefern, die ich auf etwa 70—80 Jahre schätze. Da der Magistrat von Berlin das Terrain zur Anlage einer Gasanstalt ankaufen will oder wohl schon angekauft hat, so werden die Erdarbeiten bei Anlage der verschiedenen Bauten Aufschluss über die Beschaffenheit der Hügel geben.

Ein zweites, ganz ähnliches und noch mehr ausgedehntes Hügel-Gräberfeld liegt ungefähr westlich von dem vorigen, südlich von der genannten Chaussee und westlich hart an dem Waldwege, der von Tegel nach Haselhorst führt, gegenüber dem auf freien Felde angelegten Lawn-tennis-Platz.

Hier sind die Hügel meist noch grösser, als bei dem vorigen, aber ebenfalls ausgehoben. Auch nördlich von diesem Gräberfelde, zwischen der Chaussee und der Gemeinde-Ablage zwischen den Berliner Wasser-Werken und den Kruppschen Germania-Werken, liegt eine Anzahl von Hügeln im Walde, welche ich ebenfalls für früher aufgedeckte Gräber halte. Da das Terrain der zu erbauenden Gasanstalt sich bis zu diesen erstrecken soll, so werden auch sie voraussichtlich abgetragen werden und dabei etwa noch erhaltene Spuren der früher darin enthaltenen Gräber zu Tage kommen.

Das letzte der 3 Hügel-Gräberfelder liegt am linken Havel-Ufer, etwa $\frac{1}{2}$ Stunde westlich von Tegel, nahe bei Konrads-Höhe. Auch hier sind die Hügel, die in grosser Anzahl im Walde beisammenliegen, anscheinend bereits alle geöffnet, denn auch sie zeigen dieselben Einsenkungen, wie die Hügel der beiden vorigen Gruppen. Hier indessen fand ich einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit meiner Annahme, dass wir es hier wirklich mit vorgeschichtlichen Hügel-Gräbern zu thun haben; denn beim oberflächlichen Graben im ausgeworfenen Sande eines der Hügel brachte ich ein Urnenstück vorgeschichtlicher Zeit zu Tage. Dies letzte Gräberfeld hoffe ich im nächsten Jahre untersuchen zu können.

Ich gebe diese Notiz hier, weil mit der fortschreitenden Bebauung des Terrains auch diese Hügel-Gräber in nächster Nähe Berlins bald verschwunden sein werden, und weil dann ihr Vorhandensein vielleicht übersehen werden könnte, da sie, soviel ich bisher feststellen konnte, in der Literatur nirgends erwähnt sind.⁶

b) Eine Drachen-Sage von Seddin, Kreis Westprieignitz *) aus den Verh. der genannten Gesellschaft vom 20. März 1897.

In Seddin ist der Drache noch in voller Thätigkeit, wie ich durch die Unterhaltung meiner Arbeiter unter einander erfuhr. Mehrere meiner Leute hatten ihn selbst gesehen. Wer ihn an sich zu fesseln weiss, dem bringt er Glück und namentlich grosse Reichtümer. Die Witwe des Krügers hat ihr Vermögen zum grossen Teil durch den Drachen. Er fliegt in Gestalt einer feurigen Schlange in den Schornstein. Ob die Krüger-Witwe schon früher sich den Drachen dienstbar gemacht, war nicht bekannt, jedenfalls hat sie

*) Gemeint ist die Ortschaft Seddin (Kreis Westprieignitz), bei welcher das im Jahrgang VIII unserer Zeitschrift von mir mehrfach erwähnte Riesen- oder Königgrab, auch Hinzberg belegen ist, dessen Untersuchung ich im September 1899 bewerkstelligt habe.

aber früher schon Kapitalien auf Zinsen ausgeliehen. Als sie dann den Krug verkaufte, blieb sie trotzdem im Dorfe, wenn auch in einem anderen Hause, zur Miethe wohnen. Seitdem sie nun dort wohnt, war der Drache mehrfach von meinen Leuten bei ihr gesehen worden. Schon von weitem sahen sie die feurige Schlange zum Schornstein hinaufzufliegen. Sie schlichen näher und sahen die Witwe bei der Lampe am Tische sitzen und lesen oder Handarbeiten machen. Unter dem Tische aber sahen sie eine kleine weisse Flamme. Das war der Drache. Nach längerer Zeit stand die Frau auf und ging ins Schlafzimmer, gefolgt von dem Drachen, der weissen Flamme. Dasselbe beobachtete ein anderer von meinen Leuten, als er nachts um zwölf Uhr noch einen Lichtschein aus dem Fenster der Frau bemerkte. Diesmal brannte die Lampe nicht; der Drache sass als weisse Flamme auf dem Tische, anscheinend bei einem Haufen Geld, und die Frau sass mit freundlichem Gesicht bei ihm am Tisch. Auch ein anderer Arbeiter, der dies alles erst jetzt von seinen Dorfgenossen erfuhr, hatte den Drachen gesehen. Da stand er bei Sonnen-Untergang am Abendhimmel in Gestalt einer ganz schmalen, langgestreckten, blauen, horizontal liegenden Wolke, aber mit einem richtigen Kopfe, vier Beinen und einem langen Schwanz.

Auf der Brücke, die man nach Wolfgarten zu passieren muss, erscheint nachts ein Schimmel ohne Kopf; auch hat sich schon abends dort den Frauen etwas auf die Kiepe gehockt, so dass sie sie kaum noch tragen konnten. Das blieb sitzen, bis sie entweder an das Dorf oder den Dorfteich, oder nach der anderen Richtung hin an den Kirchhof kamen“.

c) Priegnitzer Hügelgräber-Sagen, aus einem Bericht in den Verhandlungen derselben Gesellschaft vom 20. März 1897 S. 117 u. 118.

„Während meiner Ausgrabungen auf dem Hügelgräber-Felde bei Seddin (vergl. „Nachrichten über deutsche Altertumsfunde“ 1896, S. 82) unterhielten sich meine Arbeiter angelegentlich über mancherlei Aberglauben, der sich an die Gegend knüpft. Vor allem spukte da wieder die goldene Wiege, welche in einem der Hügel liegen soll; sie wussten leider nicht in welchem, sonst hätten wir sie sicher herausgeholt.

Eine andere Sage knüpft sich an drei sehr grosse Hügelgräber, welche in einer geraden Linie von etwa 3 km Länge liegen. Sie sind jetzt alle drei angegraben, der eine ganz abgetragen. Der südlichste, grösste von ihnen, war bei meinem Besuche noch 8,5 m hoch und hatte die Gestalt eines grossen Kraters, in Folge von Nachgrabungen. Er heisst, nach einem Vorbesitzer, der Garlinsche Berg, häufiger aber noch der Hinzer-Berg, weil nach der Sage in ihm der Riesenkönig Heinz oder Hinze begraben sein soll. Dieser ruht der Sage nach in einem goldenen Sarge, dieser in einem silbernen, der wiederum in einem kupfernen Sarge steht. Der König soll ein goldenes Schwert und andere Kleinodien bei sich haben.

Das nächstgelegene grosse Hügelgrab in dieser Reihe sollte nach der Sage den goldenen Fingerring des Riesenkönigs Hinze bergen. Als vor etwa 30 Jahren Steine daraus zum Wege- und Hausbau abgefahren wurden, so dass etwa die Hälfte von ihm abgetragen wurde, fand man in der Mitte einen goldenen Armring, über dessen Verbleib ich nichts ermitteln konnte.

Da hatte man den Fingerring des Riesenkönigs. Um so mehr glaubte man nun an den Schatz im Hinzer-Berge und daran, dass in dem dritten Hügel Heinzes „Geldschrank“ ruhe. Dieser Hügel wurde gänzlich abgetragen, um die Steine zu verwerten, denn alle diese Hügel sind aus Steinen aufgeführt und bergen im Innern eine oder mehrere Steinkisten. Aber hier wurden weder Hinzes Geldschrank, noch sonst Altertümer gefunden.

Doch der Fund des goldenen Ringes liess den Besitzer des Hinzer-Berges nicht ruhen. Es ging ihm schlecht, da er mehr im Kruge, als auf seinem Felde und Hofe war. Hinzes Goldsarg sollte ihn herausreissen. Also ans Werk. Wochen um Wochen brachen er und sein Knecht mit der Radehacke die Steine und schafften sie den Berg hinunter, so dass der spätere Besitzer viele Hundert Fuhren Steine zum Bahn- und Chaussée-Bau verkaufen konnte und ein Krater von 12—15 m oberem Durchmesser in den Hügel gegraben wurde; aber der Goldsarg kam nicht. Nur ein Bronze-Schwert und einige andere Bronzen wurden gefunden. Diese aber sind mit dem Bauer verschollen, den die Schulden von Haus und Hof trieben. Erst sein Nachfolger fand das Gold in den Steinen, indem er sie verkaufte.

Der Riesenkönig soll auch in einem der Hügel in Kehrberg, Kreis Ost-Priegnitz, stecken, ebenfalls in goldenem Sarge ruhend. Aber in allen den Hügeln, die ich dort aufgrub, fand ich ihn nicht; ebenso wenig fand ich ihn in den Hügeln auf dem benachbarten Krams, wo er übrigens zum „Wiesenkönig“ geworden ist und in einem mit Gold angefüllten Sarge liegt.“

d) Der Riesenwacholder in Clossow, mitgeteilt in der „Gartenlaube“ 1900. Nummern-Ausgabe No. 13 S. 224.

„Im Gutsgarten der königlichen Domäne Clossow bei Bärwalde in der Neumark steht ein merkwürdiger Riesen-Wacholder. Meistens wächst der Wacholder in eleganter Kegelform empor, nämlich da, wo er im Schutze hoher Bäume steht, aber er nimmt unter Umständen auch ganz bizarre Formen an, wenn Wind und Wetter ihn zausen und rütteln, wie auf der Lüneburger und hannöverschen Heide. Die wunderlichsten Wacholderformen fand ich in der Nähe der berühmten „Sieben Steinhäuser“ bei Fallingbostal, einer Gruppe ganz hervorragend schöner und gut erhaltener, aus riesigen Findlingsblöcken aufgeführter Steinkammergräber, jener altehrwürdigen Zeugen der ältesten Kulturepoche, der Steinzeit. Mit zu den schönsten Wachholdern, die ich kenne, gehört aber der Baum im Park zu Clossow. Der Wacholder wächst gern in Gebüschgruppen. Hier haben wir aber einen einzelnen Baum vor uns, einen wirklichen Baum, denn er hat nur einen einzigen Stamm von etwa 15 bis 18 cm Durchmesser und etwa 10 m Höhe. Er ist der höchste Wacholder, der mir bis jetzt zu Gesicht gekommen ist. Sein fröhliches Gedeihen lässt hoffen, dass er seinem hohen Alter noch manches Jahrzehnt hinzufügen wird.“

Dieser Mitteilung ist eine gute Abbildung des merkwürdigen Baumes mitgeteilt, welchen wir hierdurch der Schonung und Erhaltung angelegentlich empfehlen. Ich verweise auf meine Aufforderung zum Schutz unserer von der Natur übernommenen Denkmäler, insbesondere des heimischen Waldes und der hervorragendsten heimischen Einzel-

bäume in der Sitzung vom 28. Februar 1900 sowie auf das von Dir. Dr. Conwentz diesbezügliche „Forstbotanische Merkbuch“.

15. Ostereier und Osterkultus. Auf beides habe ich in Sitzungen sowohl als auch in unserer Zeitschrift *Brandenburgia* wiederholt aufmerksam gemacht *).

Unser unter No. 2 erwähntes Mitglied Herr Neupert-Spandau hat diesmal vergeblich am 2. Osterfeiertag (16. d. M.) in Tiefwerder bei Spandau und ich in Begleitung des Herrn Hermann Maurer vergeblich in Pichelsdorf, Pichelswerder und Pichelsberg nach den charakteristischen mit Binsen geschmückten Ostereiern geforscht, die in früheren Jahren von Kindern dort feilgeboten wurden (von mir daselbst gesammelte dergl. Binsen-Ostereier im Märkischen Museum). Wie Herr Neupert mitteilt, haben die Leute jetzt lohnendere Beschäftigung, jedoch hat er die Güte gehabt, nach den alten tiefwerderschen Mustern mehrere Binsen-Ostereier nachträglich für dasselbe Städtische Institut anfertigen zu lassen.

Andere Ostereier, 9 an der Zahl, habe ich Ihnen zur Ansicht mitgebracht. — Es sind hart gekochte Hühnereier, wie sie in den wendischen Dörfern der sächsischen Oberlausitz bei Bautzen, hergestellt werden. Ich verdanke diese Ostergaben Herrn Kaufmann Karl Fröhlich in Bautzen und seiner Frau Gemahlin, einer Schwester unseres Mitgliedes Frau Dr. Loewenheim geb. Röhn. Die Zeichnungen sind mit der Schablone sorgsam nach bestimmten Mustern hergestellt. Der Grundton ist ein kräftiges Rot, die Ornamente sind in Weiss ausgespart, bei einem Stück auch saffrangelb. Diese Verzierungen sind teils Zickzack-Bordüren linearer Art oder Blumenmotive oder gestielte Palmetten. Diese Zeichnungen, die in der brandenburgischen Niederlausitz meist von Dorfschullehrern hergestellt werden, sind streng stilisiert dem wendischen Geschmack entsprechend. Die Ostereierfärbungen und -Zeichnungen der Nieder- und Oberlausitz sind stilverwandt, jedoch wendet jede Ortschaft für sich einen bestimmten Lieblings-Formenschatz an.

Auf einer von Herrn Fröhlich eingesendeten, nach der Natur aufgenommenen Photographie, sehen sie „das Eierschieben“ auf dem steilen, von einem Kirchlein gekrönten Brodschen Berge bei Bautzen. Verschiedene Erwachsene lassen Eier die steilen Rasenhänge herunterrollen, während zahlreiche Kinder beschäftigt sind, sie zu haschen. In unserer Gegend nennt man dies „Eiertrudeln“. Es wird dies besonders auf dem Lande, namentlich auf den Rasenterrassen unserer Rittersitze geübt. Wenn diese Sitte nicht allgemeiner verbreitet ist, so liegt das lediglich daran, dass man bei uns steile mit kurzem Rasen bedeckte

*) Zu ersehen aus *Brandenburgia* I. S. 228 und III. S. 8 u. 13.

Abhänge, die sich zum Trudeln besonders eignen, nicht gerade häufig hat. Deshalb muss durch das Eierverstecken bei uns in der Regel das Eiertrudeln ersetzt werden. Dies Eierversteckspiel habe ich in der Mark Brandenburg oft mit angesehen; gern benutzt man in den altmodischen Hausgärten der kleineren Städte und Dörfer dazu die dichten Buxbaumrabatten. Der arme, in seine Stuben gebannte Grossstädter in Berlin weiss sich durch geschicktes Verstecken der Ostereier unter Möbeln u. dgl. zu helfen. Hierbei bevorzugt man Zucker-, Marzipan- und Chokoladeneier, während die im Freien versteckten Eier in der Regel selbstredend natürliche sind, denn Eier aus essbarem Stoff würden leicht schmutzig werden. Übrigens werden statt der Hühnereier auf dem Lande in vornehmeren Familien auch solche aus Stein, Metall, Porzellan, Glas, Holz u. dgl. versteckt. Oft sind sie zu öffnen und enthalten allerhand gern begehrten Inhalt. So liegt die Sache, wie wir feststellen wollen, noch jetzt zum Beginn des 20. Jahrhunderts in der Provinz Brandenburg.

Beigefügt ist noch ein ausgeblasenes Gänseei, von dem eine Seite geschickt fortgeschnitten ist. In dem solchergestalt geöffneten Innern sieht man das Christuskind und Engel aus Buntpapier, dabei ist das Ei äusserlich fein mit bunten Fäden und Flittern übersponnen. Nonnenarbeit aus dem Kloster Mariastern bei Bautzen.

Die althergebrachte Sitte des Ostereiersuchens ist übrigens bei unserm Herrscherhause erhalten geblieben und noch jetzt suchen am 2. Osterfeiertag die königlichen Prinzen versteckte Ostereier im Schlossgarten von Bellevue zu Berlin.

16. Photographien aus der Oberlausitz. Herr und Frau Fröhlich haben, wie Sie sehen, noch eine grosse Anzahl Photographien von Bautzen und den Spreelandschaften der Umgegend eingeschickt. Bautzen ist zweifellos unter allen Spreestädten am malerischsten belegen und besonders reich an mittelalterlichen Bauwerken. Besonders interessant ist die Felsenpartie an der Spree, welche Gegend „der Abgott“ genannt wird, weil hier der wendische Abgott Flins ins Wasser geworfen sein soll.

Nach der Annexion der königlich sächsischen Landesteile 1814/15 hat man zwischen die sächsisch verbleibende Oberlausitz und die brandenburgisch gewordene, vormals königlich sächsische Niederlausitz absichtlich aus politischen Gründen, um den direkten Verkehr der widerwillig Annektierten mit dem Königreich Sachsen zu erschweren, als Trennungsglied den zur Provinz Schlesien gehörigen Kreis Hoyerswerda eingeschoben, ebenfalls altlausitzer Gebiet. Aus diesem Kreise Hoyerswerda rühren die vorgezeigten Photographien des wendischen Dorfes Sprey bei Boxberg her, insbesondere die der überaus schlichten turmlosen Holzblockkirche von Sprey. Das Altarbild des anscheinend

katholischen Gotteshauses soll wohl den heiligen Martin (allerdings zu Fuss, nicht als Reiter) darstellen, wie er mit dem Schwert den Mantel teilt, um damit einen frierenden Bettler zu beglücken. Auch die Häuser, deren Dächer mit sich durchkreuzenden Giebeln ausgestattet sind, erscheinen aus Holz im Blockverband hergestellt.

B. Die Neuwahl des Ausschusses, wobei die Mitglieder Herren Schack und Maurer als Stimmzähler fungierten, ergab folgendes Resultat:

Die nachfolgend mit einem Sternchen bezeichneten bisherigen 11 Ausschussmitglieder sind wiedergewählt.

- *1. Geheimrath Bluth, bisher Ausschuss-Obmann;
- *2. Professor Dr. Galland, bisher Obmann-Stellvertreter;
- *3. Kustos Buchholz;
- *4. Direktor Dr. Reinhardt;
- *5. Professor Dr. Aurel Krause;
- *6. Oberlehrer Dr. Matzdorff;
- *7. Oberlehrer Hartwig;
- *8. Baurat Langen;
- *9. Dr. Gustav Albrecht;
- *10. Grubenbesitzer Körner;
- *11. Hofgoldschmied Telge;

Neugewählt ist

- 12. Lehrer und Schriftsteller Robert Mielke.

Nach Vorschrift des § 23 der Satzungen hatte der Vorstand zur eventuellen Berücksichtigung noch folgende 12 Herren in alphabetischer Reihenfolge vorgeschlagen:

- 13. Rentier Burkhardt;
- 14. Justizrat Bürkner;
- 15. Stadtverordneter Wilhelm Gericke;
- 16. Oberlehrer Dr. Graupe;
- 17. Bibliothekar Dr. Kossinna;
- 18. Frl. E. Lemke;
- 19. Rektor Monke;
- 20. Techniker Wilhelm Pütz;
- 21. Rentier Rönnebeck;
- 22. Willibald v. Schulenburg;
- 23. Leutnant a. D. Thulcke;
- 24. Superintendent a. D. Wegener.

C. Bericht des II. Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik.

Das abgelaufene Geschäftsjahr begannen wir mit einem Mitgliederbestand von 235. Davon verloren wir durch den Tod zwei: das Ehrenmitglied Professor Dr. Wilhelm Schwartz und Freiherrn v. d. Linde. Beitratene 43 Personen. Die Gesellschaft zählt im ganzen jetzt 258 Mitglieder, von denen 233 männliche und 24 weibliche sind. Ferner ist 1 Institut Mitglied.

Im Vorstand vollzog sich insofern eine Änderung, als der bisherige erste Vorsitzende, unser jetziges Ehrenmitglied, Herr Oberbürgermeister Zelle, sein Amt niederlegte. Da es mitten in der Zeit geschah, in der der Vorstand zu fungieren hatte, wurde die Neuwahl bis zum Ablauf der Amtsperiode verschoben und der bisherige zweite Vorsitzende, Geh. Rat Friedel, mit der Führung der Geschäfte betraut. Der Ausschuss blieb unverändert.

B. Versammlungen.

Es fanden 18 Versammlungen statt, 9 ordentliche und ebensoviel ausserordentliche. Von jenen wurden 4 im Rathaus, 5 im Ständehaus abgehalten. Die ausserordentlichen Zusammenkünfte waren folgende:

- Am 3. Mai 1899 Besichtigung der Wesendonckschen Gemälde-Galerie.
 „ 11. Juni Wanderfahrt nach Guben und Buderose.
 „ 14. „ Besichtigung des Spreetunnels zwischen Stralau und Treptow.
 „ 18. „ Wanderfahrt nach Joachimsthal und Umgegend.
 „ 9. Sept. Besichtigung der Berliner Gobelin-Manufaktur W. Ziesch & Co.
 „ 17. November Besichtigung des Deutschen Kolonial-Museums.
 „ 6. Januar u. 3. Februar hielten die Herren Franz Goerke und Dr. Albrecht im Sitzungssaal des Museums für Völkerkunde für unsere Gesellschaft Vorträge „Im Mecklenburgischen Grenzlande“ und „Berlin vor hundert Jahren“, die von Projektionsbildern begleitet waren.
 „ 7. März 1900 wurde das Stiftungsfest in der üblichen Weise gefeiert.

C. Vorträge und grössere Besprechungen.

Es sprachen die Herren Geh. Rat Friedel 6 mal, Dr. Albrecht 4 mal, Kustos Buchholz und Herr Mielke je 2 mal. Je einmal sprachen die Damen Fr. Lemke und Frau Dr. Löwenheim-Röhn, die Herren Dr. Bahrfeldt, Prof. Dr. Galland, Ferd. Meyer, Prof. Dr. Müllenhoff, Dr. Pniower. Von Nichtmitgliedern sprach einmal Herr Privatdozent Dr. Max Friedländer.

D. Bericht des Bibliothekars.

Am Schlusse des Vereinsjahres 1898/99 waren in der Bibliothek vorhanden: 346 Büchernummern mit 780 Bänden.

Zugegangen sind: 5 Nummern mit 80 Bänden, einschliesslich der Fortsetzungen von Vereins-Jahresschriften, so dass der Bestand 351 Nummern in 860 Bänden beträgt.

Davon gingen ein A. als Geschenke von:

1. Herrn Dr. Albrecht, Gustav: Die geschichtliche Entwicklung Berlins. kl. 8. 36 S. Berlin 1899.
2. Herrn Bluth, Geheimem Baurat: Bericht über die Verhandlung der Provinzial-Kommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg und über die Thätigkeit des Provinzial-Konservators im Jahre 1899. gr. 8. 27 S. Berlin 1900.
3. Herrn Quilisch H., Rektor in Freienwalde a. O.: Heimatskunde der Provinz Brandenburg. Für die Hand der Schüler anschaulich-ausführlich dargestellt. gr. 8. 69 S. mit 28 Abb. Freienwalde 1899.

4. Herrn Scharlipp, Adolf; F. Brunold (August Ferdinand Meyer). Ein märkischer Dichter. gr. 8. 16 S. Berlin 1899 mit Portrait.
5. Herrn Thurn, Bernhard, Lehrer: Märkische Bilder. Geschichtliche und landschaftliche Schilderungen aus der Mark Brandenburg. gr. 8. 295 S. Berlin 1896 mit Abb.

B. Durch Schriftenaustausch.

Im Schriftenaustausch stehen wir mit 75 Vereinen und Gesellschaften und zwar:

- Berlin: Touristenklub für die Mark Brandenburg.
 „ Redaktion der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“.
 „ „ „ Zeitschrift „Aus allen Weltteilen“.
- Bamberg: Historischer Verein.
 Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
 Brandenburg a. H.: Historischer Verein.
 Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer.
 „ Schlesische Gesellschaft für Volkskunde.
 Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt.
 Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie.
 Danzig: Westpreussisches Provinzial-Museum.
 Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
 Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landesteile.
 Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.
 „ Zentral-Kommission für die „Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland“.
- Düsseldorf: Verein für die Geschichte des Niederrheins.
 Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
 Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
 Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde.
 Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O.
 Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.
 Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
 Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung.
 Gothenbourg, Schweden: Kungl. Vetenskaps och Vitterhetssamhället.
 Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
 Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.
 Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
 „ Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertums-Verein.
 Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
 Heilbronn: Historischer Verein.
 Helsingfors, Finnland: Die Finnische Altertumsgesellschaft.
 Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.
 Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
 Insterburg: Altertumsgesellschaft.
 Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Rohda.

- Kempten: Allgäuer Geschichtsverein.
 Kiel: Verein zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein,
 Hamburg u. Lübeck.
 „ Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
 „ „ „ Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.
 Königsberg i. Pr.: Altertums-Gesellschaft „Prussia“.
 „ Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
 Landsberg a. W.: Verein für Geschichte der Neumark.
 Linz: Oberösterreichisches Gewerbe-Museum.
 Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.
 Meissen: Verein für die Geschichte der Stadt Meissen.
 Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.
 Münster: Westfälischer Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst.
 Neuchâtel: Société Neuch teloise de Géographie.
 Nürnberg: Germanisches National-Museum.
 „ Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg.
 Philadelphia: Museum of the University of Pennsylvania.
 Plauen i. V.: Altertums-Verein.
 Prag: Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
 „ Altertums-Museum.
 Ravensburg: Verein für Geschichte, Altertumskunde pp.
 Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
 Riga: Verein für livl ndische Geschichte.
 Salzburg: Städtisches Museum Carolino-Augusteum
 Salzwedel: Altm rkischer Verein für vaterländische Geschichte und Industrie.
 Schleiz: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
 Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
 Stettin: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
 Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien.
 „ Nordisches Museum.
 Strassburg i. Elsass: Administration der Antiquitäten-Zeitschrift.
 Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
 Thorn: Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
 Torgau: Altertums-Verein.
 Troppau: Kaiser-Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe.
 Ulm: Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.
 Upsala: Königliche Universität.
 Washington: Smithsonian-Institution.
 Worms: Wormser Altertums-Verein.
 Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
 Zwickau: Altertums-Verein für Zwickau und Umgegend.

Bilder, Pläne pp.

sind in dem verflossenen Jahre nicht zugekommen, so dass der Bestand auf 120 Nummern stehen geblieben ist.

Vortrag des Herrn Professor Dr. Krüner, „Märkischer Handel im Mittelalter“, im Auszug.

Hochverehrte Versammlung! Handel und Verkehrsleben des Mittelalters in ihren glänzendsten Formen erscheinen uns meist geknüpft an die Handelsplätze mit hochberühmter Stadtgeschichte. Wir denken da wohl an die stattlichen Tagungen rheinischer Kaufmannsgilden im Kölner Gürzenich, wir versetzen uns in den Kreis der ernstehansischen Handelsherren im Bremer Schütting, wir nehmen im Geiste teil an den Sitzungen der Danziger Patrizier in den weiten Hallen des hochragenden Artushofes. Doch nicht zu diesen vielgefeierten Stätten mittelalterlichen Grosshandels lenken wir heute unsere Schritte. Wir wollen vielmehr heute aufsuchen deren Beziehungen zu unserer heimischen Mark, die erst spät nach allen in den Kreis des damaligen Verkehrslebens eintritt und im Mittelalter wenigstens ihre grossen Rivalen nie erreicht hat, die als einzige in allen deutschen Gauen, wie man oft gesagt hat, keine Heiligen und keine Ketzer hervorgebracht hat.

Über den Handelsverkehr in der Mark haben wir für jene Zeit ausser den Zollverträgen der Städte und den Hanserecessen nur dürftige Nachrichten. Den Verlauf der Handelsstrassen lässt uns die Ihnen hier vorliegende Peutingerische Tafel aus dem 4. nachchristlichen Jahrhunderte, welche entsprechend den römischen Reichsgrenzen östlich über den Rhein und nördlich über die Donau kaum hinausgeht, nur in den Anfängen erkennen. Rechts davon sehen Sie die ein Jahrtausend jüngere Ebstorfer Weltkarte aufgespannt; sie reicht im Nordosten zwar bis Stargard und Danzig, gewährt daher über einen grossen Teil des nordöstlichen Deutschlands, insbesondere von dem Verlaufe seiner Strassen ein überaus anschauliches, dem Geschmacke jener Zeit entsprechend farbenprächtiges Bild; indessen ist schon früh aus dem Originale ein grosses Quadrat, einen Teil des Spree- und Odergebietes umfassend, herausgeschnitten und die Weltkarte dadurch im besonderen für uns erheblich entwertet worden. Besser können wir die Entwicklung der märkischen Handelsstädte an den Übertragungen des Magdeburger (Magdeburg—Brandenburg—Berlin—Frankfurt a. O.) und des Lübischen Rechtes (Soest—Lübeck—Salzwedel—Stendal) erkennen. Während uns für das übrige Reichsgebiet Reisebeschreibungen aus mittelalterlicher Zeit in grösserer Zahl zur Verfügung stehen, fehlen dieselben für die Mark gänzlich, ebenso genauere Nachrichten über die damaligen Handelshäuser, wie denn Berlin z. B. ausserhalb der Fischerinnung keine mehr als zwei Jahrhunderte weit zurückreichenden Firmen kennt (die älteste die Splittgerbersche, jetzt Schickler).

Die ältesten Zeugnisse für die steigende kommerzielle Bedeutung Berlins sind das Privileg der Wollenweber von 1272, die Anerkennung der Berliner Münze in dem mittelmärkischen Münzbezirke 1280 und die

Verleihung des Niederlagsrechtes nebst der Überlassung des Wasserzolles auf der Oberspree an die Stadt Berlin durch den Markgrafen Otto V. von 1298. Die von den Kaufmannsgilden der 1307 geeinten Städte Berlin—Kölln gestifteten Altäre in der Nicolai-, Petri- und Marienkirche zum Danke für glückliche Heimkehr von weiter Fahrt weisen auf die räumlich bereits ausgedehnten Handelswege der märkischen Kaufleute hin.

Der unter Markgraf Ludwig d. Älteren auf der schutzlosen Mark lastende päpstliche Bannfluch sowie ein gleichzeitiger demokratischer Ansturm gegen die regierenden patrizischen Geschlechter veranlassen etwa 1350 die märkischen Städte zum Eintritte in die schützende Hanse, welche ihrerseits die Zugehörigkeit der östlichen Binnenstädte wegen der oft gefährdeten Landfahrt der hansischen Kaufleute gern sah. Das wenig später entstandene Berliner Stadtbuch von 1397 macht uns bekannt mit den Produkten, der Ausfuhr und der Einfuhr der Mark: Getreide, Bier, Fische, grobe Tuche werden in grossen Massen exportiert, während Heringe, bessere Weine, feinere Industrie- und Textilerzeugnisse eingeführt werden. Im 14. Jahrhunderte finden wir Salzwedeler Kaufleute in Wisby, Stendaler in Flandern sowie Berliner in grosser Zahl in Hamburg, wohin Getreide ausgeführt wird. Durch die Mark gingen von Osten und Südosten vor allen die Farbkräuter Krapp und Waid nach Braunschweig und Dortmund, eine Handelsbewegung, welche solange bestanden hat, bis erst in unserm Jahrhunderte die Entdeckung der Anilinfarben jenen Farbkräutern ihre Bedeutung nahm. Straussberg ist der wichtigste Handelsplatz für Schuhwaren, die von den Verfertigern auf die Messen in Frankfurt a. O. und Leipzig gebracht werden.

Die dauernde Unsicherheit der Strassen und der hohe materielle Wert der grossen Warenzüge führten die handeltreibenden märkischen Städte ausser dem teilweisen Anschlusse an die Hanse noch zu engerer Einigung unter einander. Der Bund zwischen Berlin und Kölln von 1307 erweitert sich bis zum Jahre 1328 zu der grossen Einung von 21 mittelmärkischen und niederlausitzischen Städten, unter denen auch das neumärkische Landsberg erscheint, im Westen von der magdeburgischen Grenze von Brandenburg und Beelitz bis Landsberg und Guben im Osten, von Rathenow und Nauen im Norden bis Köpenick und Mittenwalde im Süden reichend. In der Oberlausitz hatte 1319 der Bund der Sechsstädte, in Stendal 1321 der der 8 altmärkischen, in Kyritz 1323 der 6 priegnitzischen, in Prenzlau 1348 der 4 uckermärkischen Orte einen festen Zusammenhang der von aussen und innen vielfach bedrohten städtischen Gemeinwesen geschaffen. Diese 5 Sonderbündnisse, miteinander in engster Beziehung, umfassten die 45 bedeutendsten Städte der ehemals askanischen Lande. Nur wenige, nicht unmittelbar unter dem Markgrafen stehende und einem eigenen Herren gehorchende Orte waren ausserhalb geblieben: die Ruppinischen Städte, Freienwalde, Friesack

und diejenigen, bei denen ein herrschaftliches Schloss sich befand, wie Bötzw, Liebenwalde, Biesenthal. Alles zusammengenommen ergibt sich, dass die fürstliche Macht in den Städten am Anfange des 14. Jahrhunderts durch die städtischen förderativen Schöpfungen auf ein sehr bescheidenes Mass beschränkt war.

Zu der ursprünglich ins Auge gefassten Sicherung der Strassen und des Eigentums im Sinne des Landfriedens trat mit dem schnellen Aufblühen des märkischen Handels in den Satzungen der Städtebündnisse die Regelung der verworrenen Münzverhältnisse, womit Berlin und Kölln bereits den Anfang gemacht hatten. Als Hauptpflicht jedes Bundesgliedes der Städteeinung erscheint aber stets die gemeinsame Verfestung d. h. die allgemeine Gültigkeit irgend einer städtischen Achtserklärung, die Schirmung der Bürger und ihres Gutes, die Abwehr von Fürsten und Herren.

Unter der Regierung Kaiser Karls IV. erreicht der märkische Handel des Mittelalters seinen Höhepunkt: die mächtigen Städte bringen mit ihren grossen Geldmitteln vielfach die verpfändeten Raubschlösser in ihren Besitz, so der Berliner Rat Saarmund an der Nuthe an der grossen Strasse nach Sachsen und vorübergehend Köpenick an der schlesischen Strasse.

Als besondere Eigentümlichkeiten des märkischen Handels erschienen in dieser Periode einmal die durchgehende Ausnahmestellung der Wenden, damals allgemein zu den „unehrlichen Leuten“ gerechnet, wenn auch für den Kleinhandel oft unentbehrlich; auf der andern Seite die frühe Beteiligung des Adels an dem Handel der Städte, in denen die vornehmen Geschlechter oft die Zugehörigkeit zu den Gilden erwerben, wie die Familie Bismarck in der Gewandschneidergilde zu Stendal.

Mit dem Verluste der Gemeindefreiheit unter Kurfürst Friedrich II. genau in der Mitte des 15. Jahrhunderts sinkt die Bedeutung der Städte, die Handelsstrassen veröden und die veralteten Privilegien des Niederlags- und Strassenzwanges können den Verfall nicht aufhalten. Auch der Segen der Strassenverbesserung am Ende des 15. Jahrhunderts, die mit dem Emporkommen der Thurn und Taxischen Reichspost verbunden war, kam der Mark um so weniger zu gute, als hier die Landesherren, eifersüchtig auf das auch von ihnen in Anspruch genommene Postregal, der Reichspost von vorn herein ihre Grenzen verschlossen.

Die Glanzzeit des Handels ist festgehalten durch viele Werke der bildenden Künste, welche die Bedeutung des mittelalterlichen Grosskaufmanns verherrlichen und deren Kopien Sie teilweise hier ausgestellt sehen. Im Berliner Totentanze erscheint der Herr in ritterlicher Tracht, von dem Tode respektvoll mit „Herr“ angeredet. In der Lübecker Marienkirche steht an hervorragender Stelle die Figur des Wechslers. Die Miniaturen der Manessischen Liederhandschrift in Heidelberg und

die Blätter des Berliner Kupferstichkabinetts führen uns den „königlichen Kaufmann“ der Hansischen Glanzzeit inmitten seiner Schiffe und seiner Reisigen vor. Nicht zuletzt sind es die gleichzeitigen Holzschnitte zu Hans Sachs' Schwänken in der ersten Nürnberger Ausgabe, welche uns das Elend der Strassenunsicherheit im Bilde anschaulich machen, wie der Schwank „vom frommen Adel“ uns den Überfall eines Kaufmanns durch Raubritter, im Hintergrunde aber den für diese bestimmten Galgen malt mit dem „Beschluss“:

Froh solln dess alle Kaufleut sein,
 Dass alle Strassen werden rein!
 Kein Not, dass ich auf einer Strass
 Einen Räuber dir auflauern lass,
 Er sei denn von des Adels Geschlecht,
 Dann hab er zu der That gut Recht.
 Desshalb ist sicher jetzt zu wandeln,
 Gen Frankfurt und bis Leipzig zu handeln,
 Desgleich durch alle Gebirg und Thal,
 Das vordem unsicher war zumal,
 Wer jetzund durch den Spessart züg
 Und Gold auf seinem Haupte trüg:
 Man nähm ihm nicht einen Birnenstiel,
 Darauf verlasse sich wer will.
 Doch hüt er sich des Ungemachs:
 Auf allen Strassen räts Hans Sachs.

Stellen wir die Prosa und die Bequemlichkeit des Reisens von heute mit seinen Unfällen der verschiedensten Form neben die mittelalterlichen Land- und Seefahrten mit ihrer Romantik und ihren Abenteuern, so wünschen wir uns, wie wir gesehen haben, mit demselben Rechte beim Abschiede damals wie heute

Glückliche Fahrt und frohes Wiedersehn!

F. Nach der Sitzung freie Vereinigung im Rathauskeller.

Kleinere Mitteilungen.

Älteste Zucker-Raffinerien in Berlin. Der indische teils aus dem Zuckerrohr (*Saccharum officinarum*), teils aus der Zuckermoorhirse (*Sorghum saccharatum*) gewonnene Zucker ist bei uns teils über Holland teils über Hamburg schon vor Jahrhunderten eingeführt worden. Das Raffinieren des importierten Rohzuckers ist dagegen weit jüngeren Datums. Nach Bekmann, Mark Brandenburg I. 1146, ist schon i. J. 1683 in Berlin ein gelungener Versuch mit einer Zuckersiederei gemacht, nachher aber nicht weiter verfolgt

worden. Im Jahre 1747 machte der um die Hebung der Gewerbe so verdiente Splitgerber einen neuen Versuch und gewann guten Hut- und Kandiszucker, sowie Syrupe. 1750 wurde von dem Genannten zu der Zuckersiederei ein geräumiges Gebäude unweit der Brücke am Hospital in Neukölln nahe bei der Spree erbaut. Auswärtiger Zucker wurde gegen 12 pCt. eingeführt und dem Splitgerber*) ein Privilegium und Freiheit d. d. Berlin 12. Mai 1751 erteilt, die Kur-, Neumark und Pommern damit zu verlegen. Vor dem Stralauer Thor, wo das alte schlesische Salzmagazin gestanden, richtete Splitgerber, nachdem der Grosse König ihm das Land bis zur Spree geschenkt, eine zweite Zuckersiederei ein. Bekmann schliesst seinen Bericht mit folgenden Worten. „Wann nun aus einem guss von 6 pfannen 12000 pf. zucker gegossen werden: so lässt sich leicht der überschlag machen, was für eine grosse menge zucker könne das jahr durch gesotten werden. — Zur Zuckersiederei gehöret auch die Potbäckerei: gestalt dann zu ieder Siederei 100000 Potte oder irdene Zuckerhutformen erfodert werden. Dieses werk treibet ein Töpfer mit 16 Gesellen, welche beständig arbeiten, und alle ihre arbeit in die Zuckersiederei liefern müssen. Es lässt sich leicht urtheilen, dass der Herr Splitgerber auch von diesen allen die erste triebfeder ist.“

E. Fr.

Verkehrtbäume. In der Brandenburgia ist seiner Zeit mehrfach der „Verkehrtbäume“ gedacht worden. Rosenkranz (die Pflanzen im Volksaberglauben. Leipzig 1896. S. 68—73.) bringt eine Anzahl solcher Mitteilungen. Nach ihm berichtet der Chronist Richter von der grossen Linde auf dem Friedhof zu Annaberg in Sachsen: Es habe ein ruchloser Sohn des Oberkutschers bei dem Marstall von St. Annaberg nicht an die Auferstehung glauben wollen und habe dem geistlichen Herrn auf dem Gottesacker „geantwortet, indem er auf eine junge Linde zeigte: So wenig diese Linde, wenn man sie ausreisse und mit ihren Zweigen in die Erde stecken wollte, wachsen würde, so wenig würden auch die, welche einmal tot seien, wieder auferstehen.“ Aber die mit den Zweigen vom Priester alsbald eingepflanzte Linde „prange noch heute zur Bewunderung der Gläubigen und Ungläubigen“.

„Betrachten wir diese Linde aufmerksamer“, äussert sich G. Stehle in seinem kurzen Bericht (Cypressen auf die Gräber unserer lieben Toten, nebst einer Tradition über die Linde auf dem Gottesacker zu St. Annaberg, 1867), so wird uns kein Zweifel bleiben, dass sie auf oben berichtete Weise gepflanzt wurde. Der Stamm hat einen Umfang von ziemlich 11 Ellen und eine Höhe von nur 3 Ellen; nach dieser Höhe erstrecken sich die ehemaligen Saugwurzeln als 16 nahe an 12 Ellen lange Äste gleich einem flachen Dache aus, getragen von steinernen und hölzernen Säulen. Diese Stützung der Äste

*) Über die Firma Splitgerber, aus welcher die berühmte Schicklersche Zuckersiederei hervorging, vgl. Brandenburgia IV, 328—331 und V 480. — Erzeugnisse der Pot-Bäckerei d. h. Former für die Zuckerhüte und grosse Töpfe für die Berliner Syrupfabrikation befinden sich im Märkischen Museum. Fortgeworfene Stücke sind öfter von verschiedenen Teilen des ehemaligen Festungsgrabens (Grüner Graben) und an der Oberspree am rechtsseitigen (Stralauer) Ufer beim Baggern zu Tage gefördert worden.

E. Friedel.

geschah das erste Mal 1693, wurde zum zweitenmal 1718, zum drittenmal wiederholt und vermehrt 1853, und besteht 1867 aus einem Gerüste, getragen von 11 steinernen und 8 hölzernen Säulen. Von der Mitte dieser Baumkrone aus erstreckt sich die sogenannte Pfahlwurzel als Fortsetzung des Stammes in einer Höhe von 50 bis 55 Ellen mit weitverzweigten Ästen“. (Grube, Biographien aus der Naturkunde. Stuttgart. 1870.) Dieselbe Sage teilt Rosenkranz in einem Gedichte „die wunderbare Linde“ von J. Schanz mit, ferner nach A. Kuhn die Sage von den drei Linden auf dem Kirchhofe des Hospitals zum heiligen Geiste in Berlin. Dann berichtet er (nach Vernaleken, 117, 118) zwei Sagen über eine Linde in dem alten Schosse Buchlau. Nach der einen pflanzte ein Knappe als Zeichen seiner Unschuld die Linde verkehrt ein, nach der andern ein des Jagdfrevels beschuldigter Bauer. Nach einer andern Sage aus Wischau (ebenfalls aus Vernaleken) war ein Mönch von zwölf anderen zum Tode verurteilt und sollte lebendig begraben werden. Er pflanzte vorher einen Lindenbaum verkehrt zum Zeugnis für seine Unschuld. „Nur diese uralte Linde bezeichnet den Ort, wo die Mönche hausten.“

Rosenkranz führt diese Sagen auf das „Mittelalter, die Zeit der Gottesurteile oder Ordale“ zurück und bemerkt schliesslich: „Es sei jedoch noch hier erwähnt, dass das Wachsen der Linden in den angeführten Sagen nicht als Wunder bezeichnet werden kann, da es in der Natur des Lindenbaumes liegt, auch mit den Zweigen zu wurzeln und die Wurzeln in Zweige zu verwandeln. (Siehe Grube IV, 203!)

W. v. Schulenburg.

Das Schicksal der ersten deutschen Lokomotive. Gewöhnlich wird als die älteste deutsche Lokomotive diejenige genannt, die am 7. Dezember 1835 die erste deutsche Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth eröffnete. Es gab aber noch einen älteren Vorläufer, der bereits im Jahre 1819 im Saarkohlengebiet seine ersten Gehversuche machte. Die Geschichte dieses ältesten deutschen Dampf-Wagens ist so amüsant, dass wir sie dem „Polytechnischen Centralblatt“ nacherzählen wollen.

Es war im Jahre 1815, als mit dem alten Fürstentum Nassau-Saarbrücken auch der Saar-Kohlenbergbau an Preussen überging. Damals, vor der Einführung der Eisenbahnen, waren die Wasserstrassen die einzigen Verkehrswege, durch die grosse Lasten zu angemessenem Preis befördert werden konnten, und so waren auch die Saarkohlen für ihren Transport auf den Wasserweg der Saar nach der Mosel und in den Rhein angewiesen. Die Gruben waren immerhin so weit von der Saar entfernt, dass die Verladung der Kohlen in die Lastschiffe erhebliche Umstände machte.

Dadurch wurde die preussische Regierung veranlasst, auf die erste Kunde von den anfänglichen Erfolgen der Eisenbahn in England, den Bau einer $2\frac{1}{2}$ Kilometer langen eisernen Schienenbahn von der Zeche Bauernwald bis zur Saar zu beschliessen, diese Bahn sollte mittels eines Dampf-wagens betrieben werden. Nun hätte man ja die nötige Lokomotive in England bauen lassen können, man wollte aber das Geld lieber im Lande

behalten, zumal in England über 10000 Thaler gefordert wurden, und daher wurde die königliche Giesserei in Berlin mit dem Auftrage beehrt, den erforderlichen Dampfwagen herzustellen. Gleichzeitig wurde an Ort und Stelle mit dem Legen der Schienen begonnen, die damals noch aus Guss-eisen gefertigt wurden, weil man den Grad der Abnutzung der Geleise durch den Druck der Wagen noch nicht kannte.

Die Bahn war bald fertig und 1818 wurde auch die Maschine endlich vollendet. Der Dampfwagen wurde auf dem Hofe der Giesserei am Kupfergraben in Berlin in Probe genommen und erregte das höchste Erstaunen aller Zuschauer, als er sich vor und rückwärts bewegte und zugleich noch einen Wagen mit „8000 Pfund Bomben“ nach sich zog. Das Werk schien also glänzend gelungen, die Schwierigkeiten, an denen auch schliesslich alles scheitern sollte, begannen nun aber erst. Das Ungetüm sollte 750 Kilometer weit bis nach Geislaubern im Saargebiet befördert werden, eine Strecke, die die Maschine heute bequem in 24 Stunden hätte zurücklegen können. Damals blieb aber nichts anderes übrig, als die Lokomotive wieder auseinander zu nehmen, die einzelnen Teile in 8 grosse Kisten zu verpacken und dann die ganze 175 Centner schwere Fracht auf eine lange Wasserfahrt zu schicken.

Die Reise ging von der Spree aus durch die Havel in die Elbe bis Hamburg, dann über die Nordsee nach Amsterdam und wieder hinauf durch den Rhein, die Mosel und die Saar bis nach dem Bestimmungsorte. Die zurückgelegte Strecke betrug 1700 Kilometer und die Reise erforderte $4\frac{1}{2}$ Monate Zeit und 500 Mk. Kosten. Im Frühjahr 1819 traf die kostbare Fracht in Geislaubern ein, und es war nun den dortigen Technikern überlassen, was sie mit den einzelnen Teilen der Maschine anzufangen wussten. Da ihr Erbauer nicht mitgeschickt war, so musste man sich eben aufs Probieren legen und es ging nun an ein Zusammensetzen, Schrauben und Passen, ohne dass sich ein Erfolg einstellen wollte.

Als man ziemlich so weit gekommen zu sein glaubte, dass man an ein Heizen des Dampfagens denken konnte, da erwiesen sich wieder der Kessel und die Dampfzylinder als zu undicht und es gab viel Kopferbrechen, wie man dem Übelstande abhelfen sollte. Man verbrauchte dazu gewaltige Mengen von Hanf, Kitt, Öl und Leinwand, auch ganz absonderliche Stoffe, wie Mischungen von Essig und Mehl, sogar Rindsblut und Käse, aber alles vergeblich. Briefe und Antworten flogen zwischen der Saar und Berlin hin und her. Die Erbauer beriefen sich auf die „8000 Pfund Bomben“ die der Wagen im Giesshause gezogen hatte und die in Geislaubern wären ganz froh gewesen, wenn er nur überhaupt einmal ein Rad gerührt hätte.

Endlich, nach jahrelanger Quälerei, und nachdem für die Zusammensetzung der Maschine im ganzen 1965 Thaler 17 Silbergroschen ausgegeben waren, liess sie sich herbei, sich in langsamem Tempo in Bewegung zu setzen, einen anderen Wagen aber hat sie überhaupt niemals gezogen. Man that schliesslich das beste, was zu thun übrig blieb und verkaufte im Jahre 1833 diese Lokomotive für 335 Thaler, 6 Silbergroschen 7 Pfennig als altes Eisen, gerade zu derselben Zeit, als zu Nürnberg und Fürth die Ära der

deutschen Eisenbahn eröffnet wurde. Jene älteste Lokomotive hatte, die Kosten der Zusammensetzung ungerechnet, einen Aufwand von 3167 Thalern erfordert. Märk. Hausfreund 30. 4. 1899.

Der „Hungerturm“ in Berlin. Wohl jedem, der die Prenzlauer Allee passiert, fällt nördlich der Ringbahn ein eigenartiges, turmähnliches Gebäude auf, das im Volksmunde den Namen „Hungerturm“ führt und zwar aus folgendem Grunde: Vor etwa 25 Jahren wurde das hohe, auf einem Hügel sich erhebende Gebäude von einem alten Almosenempfänger bewohnt, der von dem Eigentümer für ein paar Groschen eine Stube gemietet hatte. Andere Mieter fanden sich nicht, da der „Turm“, wie schon damals das Haus kurzweg hiess, in dem Geruche stand, nicht recht geheuer zu sein. Der einzige Mieter kam an jedem Morgen nach dem an der Chaussee liegenden Wirtshaus, um die für den Tag erforderlichen, recht kärglichen Lebensmittel einzukaufen. Eines Tages blieb der Alte jedoch aus. Da gerade Markttag war, so wurde das Ausbleiben nicht bemerkt. Am zweiten Tage erschien der Alte ebenfalls nicht, und erst jetzt erinnerte man sich seiner. In der Annahme, dass der Greis erkrankt sei und nun Not leiden müsse, rüstete sich der Wirt mit Lebens- und Stärkungsmitteln aus und begab sich mit seinem Sohne, der diese Geschichte unserm Mitarbeiter erzählte, nach dem Turme. Dort fanden sie vier kahle Wände, eine Art Bettstelle mit einem Strohsack, einen wackligen Tisch und eine gebrechliche Kiste als Stuhl. — Das war die ganze Einrichtung. Auf dem Strohsack lag der Bewohner dieser elenden Behausung als Leiche. Wie die ärztliche Untersuchung ergab, war der Greis aus Mangel an Nahrung gestorben. Unter der Leiche aber, in dem verfaulten Stroh, fand man in Gold und Silber eine beträchtliche Summe vor, von der niemand eine Ahnung hatte, und deren Zinsen genügt hätten, dem Alten ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen. Schmutzigster Geiz hatte also den Verstorbenen schliesslich dahin gebracht, auf seinen Schätzen zu verhungern. Das Gebäude hiess fortan und heisst noch heute der „Hungerturm“. Bewohner hat es seit jener Zeit nie wieder gehabt, denn selbst der Ärmste fürchtete sich vor dem Geist des Geizhalses, der dort noch jetzt umgehen soll.

D. T. Z. Berlin 17. Dez. 1898.

Volkstümliche Verwendung von Muscheln und Schnecken (Nachlese). Unsere brandenburgischen essbaren grossen Süsswassermuscheln (*Unio* und *Anodonta*) hatte ich in der *Brandenburgia* am 5. Januar 1898 (Monatsblatt IV 414) ausgestellt und mit dem Bedauern besprochen, dass man nicht versuche, sie zu essen. Nun finde ich in der Wochenbeilage zum Berliner Tageblatt vom 23. Nov. 1899 S. 309 folgende Mitteilung.

„Falsche Schildkrötensuppe. Echte Schildkrötensuppe ist mehr in der Einbildung als in Wirklichkeit, weil nicht jedermann zugänglich, eine Delikatesse, denn jede gute Fleischbrühe oder Bouillon ersetzt sie so gut, wie die falsche, die als Volkssuppe eingeführt zu werden verdiente. Aus den vielerorts massenhaft vorkommenden Tieren der gewöhnlichen aus der Flussperlmuschel (*Unio margaritifera*) oder aus der Teich-Schwanenmuschel (*Unio. Anodonta cygnea*) wird diese vorzüglich schmeckende

Suppe wie folgt bereitet: Die gesammelten Muscheln werden zwecks selbstthätigen Schalenöffnens in siedendes Wasser gethan, die Schliessmuscheln verbrühen sich, und die Schalen legen sich auseinander. Nach Entfernung der schwarzen Teile des Muscheltieres werden diese aus den Schalen gelöst und mit Salz, Pfeffer, Petersilie und allen beliebigen, den Geschmack erhöhenden Zuthaten zubereitet. Diese Suppe ist wohlschmeckend, und das Muschelfleisch darin ersetzt die beste, kräftigste Rindsuppe, wie es jedes gekochte oder zu stark gebratene Warmblütlerfleisch ersetzt. Das Vorurteil gegen alles Ungewohnte trägt die Schuld, dass wir sonst so praktischen Deutschen uns selbst um ein wohlfeiles, schmackhaftes, gesundes, leichtverdauliches, nahrhaftes Nahrungs- und Genussmittel bringen, an dem sich viele Tausende anderer Nationen täglich erfreuen und erlaben, in den Muscheln und Schnecken mehr Geschmack und Nahrung findend, als die deutschen Mittelklassen in ihrem wässrigen Gemüse und dem ausgekochten und überbratenen, schlecht verdaulichen Fleische.“

Bei näherer Nachforschung habe ich nichts Näheres darüber, wo man dgl. Teichmuschelgerichte kocht, erfahren können und ich fürchte, dass hier der Wunsch der Vater des Gedankens ist, den Wunsch hege ich allerdings auch, dass sich in unserer Brandenburgia einmal mutige Damen und Herren finden, die nach obigem Rezept einen Versuch mit unseren Teich- und Malermuscheln machen.

Vergl. hierzu besonders meine Angaben in der Brandenburgia VI S. 412—414.

Eine hiermit verwandte Nachricht aus Frankreich entnehme ich, wie folgt, der Kölnischen Zeitung No. 684 vom 26. 7. 1897.

„Schnecken und Muscheln in Gräbern. Wie L. Bonnemère in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft berichtete, findet man in gewissen Gräbern des Departements Maine-et-Loire grosse Mengen von Schneckengehäusen. Die betreffenden Gräber entstammen dem Ende der römischen Kaiserzeit oder sogar dem Beginne der Merovingezeit. Schon Locard gedenkt des Vorkommens von Land- und Seeschnecken in Gräbern der Christen und Märtyrer, so in dem Grabe der hl. Eutropia, in einem merovingischen Grabe des Kirchhofs von Vicq, in Gräbern bei Dieppe und noch in einem Grabe aus der Zeit Karls des Grossen. Die ersten Christen sahen in der Schnecke, die sich im Herbst in die Erde eingräbt, um in Frühling zu neuem Leben zu erwachen, ein Sinnbild der Auferstehung des Menschen; indessen kommt die Gepflogenheit, Schnecken in die Gräber mitzunehmen, auch in heidnischen Zeiten vor; besonders fanden sich viele Schneckenreste in römischen Grabstätten in Pompeji. Dr. M. Much macht in einer Mitteilung an die Anthropologische Gesellschaft in Wien darauf aufmerksam, dass auch in Niederösterreich und Mähren in Gräbern aus der christlichen Aera wie aus der Hallstattzeit Hunderte von Schneckengehäusen und Muschelschalen gefunden worden sind. Ferner berichtet er über gleichartige Muschelschalengräber innerhalb einer bis in die jüngere Steinzeit zurückreichenden Ansiedelung an der March in Niederösterreich. An einer Stelle fanden sich in einer 1—1½ m breiten Grube mindestens 1000 Muschelschalen, schichtenweise, mit Erde abwechselnd, dicht beisammen. „Was die Leute“, sagt er, „veranlasst haben kann, solche Mengen von Muscheln da und dort aus den in der Nähe vorbeifliessenden Gewässern heraufzuholen, wird sich kaum feststellen lassen. Vielleicht waren es vorzugsweise Muschel-Esser, Leute, die nicht viel anderes hatten oder die sich mit Vorliebe an dieses Gericht hielten, die man daher auch für das Jenseits damit versah. Die Schnecken mögen aus demselben Grunde in so grosser Menge niedergelegt worden sein, der auch in Frankreich bei den vielfach noch unter Heiden lebenden Christen dazu bewogen hat.

Jedenfalls ist es beachtenswert, dass in Gegenden und in Zeiten, die voneinander so weit entfernt sind, so nahe verwandte Gebräuche stattgefunden haben.“

Die Frage, ob unsere germanischen Altvorderen gelegentlich Süßwasser-Muscheln verzehrt, verdient noch genauer untersucht zu werden.

E. Friedel.

Sonnenblumen. Der rühmliche Vorgang unsers Mitgliedes Herrn Grubenbesitzers Franz Körner mit seinen Pflanzungen von Riesen-Sonnenblumen (von Bismarck) eifert andere Pflanzenfreunde zur Nachahmung an, wie folgende, Teltow den 14. September 1899 datierte Zuschrift lehrt.

„Ein wogender Wald von Sonnenblumen bietet sich, wie das hiesige „Kreisbl.“ schreibt, dem Spaziergänger in unserer Kolonie Seehof dar. Dort sind nämlich ca. 12 Morgen Land mit diesen Riesenblumen bepflanzt. Die Anpflanzungen sollen einem Versuche dienen, der von einem höheren Militärbeamten angestellt wird. Augenblicklich werden die Blütenköpfe entfernt, während die Stengel bis November stehen bleiben sollen. Alsdann werden auch diese, die meist eine recht ansehnliche Stärke und Länge haben, gefällt werden. Die reiche schwammige Masse im Stengel, das Mark, wird hinausgestossen und gepresst werden. Diese Masse soll dann infolge der grossen Schwimmfähigkeit in Rettungsgürteln an Stelle des kostspieligen Korkes Verwendung finden.“

Dergleichen Versuche für die Zwecke unserer Flotte, schwimmfähige Rettungs-Ringe und -Gürtel zu beschaffen, hat übrigens Herr Franz Körner bereits vor Jahren anstellen lassen. Die grossartigen Pflanzungen unsers Mitgliedes sind unserer Brandenburgia durch wiederholten Augenschein wohl bekannt geworden.

E. Fr.

Der Pfingstberg bei Grünefeld (zw. Kremmen u. Nauen). Wendet man sich von der das Dorf durchziehenden Chaussee auf der die Mitte desselben kreuzenden Strasse einige hundert Schritt nach Süden, so kommt man an einen westwärts abführenden Feldweg, der sich an einer Koppel entlang zieht. Hinter einer Biegung erblickt man bald eine flache Erhöhung, den Pfingstberg, der mit vielen Scherben bedeckt ist. Pfingstberge sind in der Mark nicht selten und fast immer stehen sie durch Sagen oder Topfrete mit der Vergangenheit in Verbindung. Auch von diesem berichtet die Überlieferung, dass er eine Opferstätte gewesen sei (v. Ledebur, *Altertümer* S. 42), ein wenn auch vielleicht nicht wörtlich zu nehmender, so doch bedeutungsvoller Hinweis. Verzierte Scherben waren nicht aufzufinden; doch scheinen die meisten wendischer Herkunft zu sein, einer nur deutet durch einen Strich und den feingeschlemmten Thon auf eine frühere vor-slavische Zeit hin. Die Scherben befinden sich im Märk. Prov. Museum.

R. M.

Fragekasten.

Frl. S. Was ist Mondamin? Mondamin, zur Zeit bei uns zu feinen Mehlspeisen und dergl. beliebt, ist ein feines Müllerei-Erzeugnis aus dem Türkischen Weizen, Welsch-Korn oder Mais (*Zea Mays* L.) und kommt aus den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas. Die Indianer verehren den Mais (Indian corn) ausnehmend. „Sie halten ihn für ein so wichtiges und geradezu göttliches Getraide, sagt Schoolkraft, dass ihre Geschichtserzähler verschiedene Erzählungen erfanden, in welchen diese Vorstellung unter der Form einer besondern Gabe des Grossen Geistes symbolisiert wird. Die Odjibwa-Algonquies, die es *Mon—dá—min*, d. i. des Geistes Korn oder Beere nennen, haben eine hübsche Geschichte dieser Art, in welcher der lange Stengel mit dem vollen Kolben dargestellt wird, als vom Himmel herabsteigend, in der Verkleidung eines schönen Jünglings, als Antwort auf die Gebete eines jungen Mannes bei seiner Mannbarkeit.“ Die Sage wird ausführlich in Henry Wadsworth Longfellow's *Song of Hiawatha* (London 1856) behandelt, vergl. die Verse:

Till at length a small green feather
From the earth shot slowly upward,
Then another and another,
And before the Summer ended
Stood the maize in all its beauty,
With its long, soft, yellow tresses;
And in rapture Hiawatha
Cried aloud, „It is Mondamin!
Yes the friend of man, Mondamin!“

And still later, when the Autumn
Changed the long green leaves to yellow,
And the soft and juicy kernels
Grew like wampum hard and yellow,
Then the ripened ears he gathered,
Stripped the withered husks from off them,
As he once had stripped the wrestler,
Gave the first Feast of Mondamin,
And made known unto the people
This new gift of the Great Spirit.

Hieraus folgt zugleich, dass die in Berlin übliche Betonung des Wortes Mondamin auf der letzten Silbe falsch ist; der Ton ruht vielmehr auf dem a.

Beiläufig ist das Wort Mais, zuerst bei C. Bauhin, Maiz bei Cesalpini, ebenfalls amerikanischen Ursprungs. Der Gattungsname *Zea* kommt schon bei Homer als *Zisá* und als *Zisá* bei Dionysius von Halikarnassos vor und bedeutet den Spelz, *Triticum Spelta* L. Vergl. E. Friedel, „Brandenburgia III, 318 und Ascherson, das. IV, 40. E. Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.